

Das rote Italien in Aktion

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 38

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640882>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bern vor dreißig Jahren.

Von Ernst Bütikofer, Bern.

Erst dreißig Jahre? Lohnt sich da ein Rückblick? Gewöhnlich wartet man ja 50, wenn nicht 100 Jahre. Dann ist eine Sache historisch geworden und wird dem Interesse der Nachwelt zuliebe aus dem Geheimfach der Vergangenheit hervorgezogen. Aber 30 Jahre, was sind denn 30 Jahre?

In der modernen Geschichte der Stadt Bern bedeuten sie viel. Ich denke nur an meinen vor 30 Jahren verstorbenen lieben Großvater, einen einfachen Mann vom Lande, der aber bis ins hohe Alter an seinem lieben Bern ein Interesse nahm, das heute manchen Jungen arg beschämen würde. Wenn er heute wiederkäme, er würde die Hände über dem Kopf zusammenschlagen: „Was habt Ihr aus meinem Bern gemacht!“

Stark hat sich Stadt und Stadtleben verändert seit Ende der Achtzigerjahre. Pferdebahn und Elektrische, altes Kasino und Parlamentsgebäude, das sind einige Sprünge. Mit dem alten grünen Röhli tram, das damals vom Bärengraben bis zum Friedhof fuhr, bin ich nur ein einziges Mal gefahren. Ich weiß aber, daß es eine sehr stoßreiche Fahrt war, und daß ich dabei geschüttelt und geschaukelt wurde, wie eine halbe Generation später bei Anlaß eines heftigen Sturmes auf dem Mittelmeer.

Der Breitenrain bestund aus den wenigen Häusern, die sich heute hinter dem alten Schulhaus dem Damm entlang und den Hügel hinaufziehen. Der Obstberg war überhaupt nicht vorhanden und das Kirchensfeld zählte wohl nur den hundertsten Teil der gegenwärtigen Bauten. Das Weissenbühl wies große Lücken auf und das Münster war noch mit einem kleinen Dach zugeeckt.

Wo heute die Theaterbilletts im Vorverkauf an den Mann und die Frau gebracht werden, wurden A-B-C-Schüler in die Geheimnisse des Lesens und Schreibens eingeweiht. Ich sah auch unter ihnen. Ich erinnere mich noch deutlich, wie ich mir den Schulweg abwechslungsreich gestaltete. Ich hatte bald herausgefunden, daß von der Mehrgasse nach der Predigergasse zwar nicht viele, aber doch mehrere Wege führen. Das gab ebensoviele Varianten. Erste Variante: Kornhausplatz—Zeughausgasse. Zweite: durch den alten Posthof nach der Krämigasse, Kornhausplatz—Zeughausgasse. Dritte: idem, aber durch die Marktasse mit Abschwenden in das jetzige Volkshaushaus. Vierte: Kornhausplatz—Graben. Der letztgenannte Weg führte an den duftenden Misthäufen der Reitschule vorbei, die sich damals ungefähr an der Stelle des jetzigen Theaters befanden. Man kann es mir nicht verargen, daß ich immer mit leisem Lächeln an Mist denken muß, wenn ich am Theater vorbeilaufe und mit philosophischer Weisheit Betrachtungen anstelle über die Vergänglichkeit aller Dinge und den Wandel der Zeiten.

Die alte Hochschule, das alte historische Museum, das alte Inselspital anstelle des Bundeshauses-Ostflügel, das alte Kasino anstelle des jetzigen Parlamentsgebäudes, die Anatomie, die dort stand, wo sich heute das Amtshaus befindet, während der Platz der Hauptpost damals von einem Zuchthaus eingenommen wurde, sind alles liebe, heimelige Bauten, vom alten Bern untrennbar. Auch der Turnplatz bei der Eisenbahnbrücke sah uns in jenen Tagen oft. Der Niveauübergang beim Gilgut mit den Schiebbarrieren und die Warbergerbären — heute vor dem historischen Museum, damals in der Nähe des jetzigen Schulmuseums — vervollständigen das Bild im Verein mit der sogenannten Röhli schwemme, die den größten Teil des Bubenbergsplatzes einnahm. Das war ein großer, viereckiger Teich, der an den Schmalseiten sanft anstieg, worin die Pferde gebadet wurden.

Doch, wenn ich von den äußern Veränderungen schreiben will, werde ich gar nicht fertig! Es sei deshalb noch Einiges vom damaligen Leben gestattet. Vor allem war das damalige Bern fast ganz fremdwörterfrei! Die Kleider wurden noch gestickt. Es gab noch Anstalten. Zerbrochene Puppen wurden ausgebessert und zerbrochenes Geschirr geheftet! Es

gab nicht nur Zimmer, sondern auch noch Stuben. Die Mädchen waren noch keine Fräulein, sondern nur Jungfern! Eine Lehrerin genoß ein großes Ansehen und ein Lehrer war sogar ein ganz großes Tier! Seminariistinnen schämten sich nicht, bäuerliche Tracht zu tragen. Es gab noch Gasthöfe und Herbergen. Es gab noch eine ganze Reihe Kellermwirtschaften, wie sie die moderne Zeit nun leider zum größten Teil verabschiedet hat.

Es gab aber auch Stadtoriginale. Den „Eidam“, den „bengalischen Tiger“ und den „Bolligenbieri“, der allen Leuten Sägemehl verkaufen wollte und deshalb auch der „Sagmehlbieri“ genannt wurde. Aber auch die holde Weiblichkeit hatte ihre Vertreterinnen. Da war das stadtbekannte Zwergfrauli, von dem es hieß, die Anatomie bestreite dessen Lebensunterhalt gegen spätere Ueberlassung der Leiche. Dann das „Heilandfrauli“, so genannt, weil es sich zur Pflicht machte, fluchende Buben zurecht zu weisen. Auf seine Art: „Mueßt nid flueche, Bueb. Dänt, es isch eine, er ghöört alles, u gseht alles u de git's einisch e furchtbari Straß!“ Es gehörte zur Regel vieler Bernerbuben, in der Nähe dieser Frau einige „Cheib“ vom Stapel zu lassen, um sich dann äußerlich zerknirscht und innerlich belustigt von der originellen Frau zurechtweisen zu lassen.

Auch die Jugend war nicht die gleiche. Mehr Spiel, weniger Sport. So daß unsere Tätigkeit mitten auf die Straße verlegt wurde. Natürlich ging es nie ohne kolossalen Lärm. Man machte Jaglis, wobei namentlich der Münzgraben und der kleine Tunnel, der von dort nach der Kirchensfeldbrücke hinführt, eine große Rolle spielte. Man spielte „Versteden“. Vor allem aber „Haschen“, oder besser „Tschiggli“. Es ist unglaublich, zu welchen Spezialitäten es gerade die damalige Jugend im „Tschiggli“ brachte! Das gewöhnliche Haschen genügte nicht mehr. Man machte „Ballettschiggli“. Man spielte Schatten- und „Gruppschiggli“. Beliebt war auch das „Prellen“, eine Art Ballspiel. Natürlich gab es immer viel Lärm und viel Geschrei. Daraus resultierten periodische Reklamationen in den Zeitungen, die der lieben Jugend wiederum heftige Wutausbrüche entlockten! Aber am Abend sprang und frampolte man ruhig weiter in der Gewißheit, daß die Polizei das städterhaltende Ziselleben nicht beeinträchtigen werde!

Elektrisches Licht gab es nur im Gewerbemuseum, wo man es jeweils — eine einzige Lampe — am Freitag abend brennen sehen konnte. Erst im Jubeljahre 1891 wurden die ersten Bogenlampen für öffentliche Beleuchtung installiert. Und dabei nichts von Fahrrädern, geschweige denn Automobilen! Es war wirklich noch die gute alte Zeit!

Heute ist alles vorbei! Vorbei die Poesie der Kellermwirtschaften — von wenigen Ausnahmen abgesehen — vorbei der alltägliche ungesorgte Jugendlärm! Vorbei Graben- und Hochschulepromenade! Verschwunden sind die Stadtoriginale, verschwunden die heimeligen Trachten. Verschwunden ist das Grün der Wiesen um Bern. Haus an Haus reiht sich. Verschwunden Röhli tram, Chaisen- und Bernerwägelromantik. Die moderne Zeit braucht zu Recht raschere Verkehrsmittel. Verschwunden ein Stück Altherwürdigkeit.

Geblichen sind die Lauben! Ein wunderbares köstliches Kleinod! Jeder Bogen anders, überall ein Stück Individualität. Keine Säulen in Reih und Glied — Schablonenarbeit — wie ich Lauben anderswo, in Algier und Barcelona sah. Urhige Bernerlauben, wie sie eben nur die Bundesstadt kennt. Lauben, so heimelig und traut, daß man dort so gerne vergißt, daß dreißig Jahre verflossen sind, seitdem der werdende Mensch in mir das liebe Bern in seinem ganzen Wesen zu erfassen begann.

Das rote Italien in Aktion.

Die europäischen Revolutionsparteien sind im Begriff, sich in eine sonderbare Situation hineinzuarbeiten. Die Engländer planen einen Streik, der Tausende von Fabriken

stilllegen soll, in England nicht allein, sondern auch auf dem Kontinent. In Italien, wo die Arbeiter ganzer Industrien die Fabriken in Besitz genommen haben, unter Verhöhnung der legalen Besitzrechte, wo sie nun in ihrem eigenen Interesse produzieren sollten, was das Zeug hält, droht ihnen dank der englischen Aktion die Kohlenknappheit einen schlimmen Strich durch die Rechnung zu ziehen. Die wenigen Kohlengruben Italiens reichen bei weitem nicht zur Versorgung der besetzten Fabriken. Wird zudem die Zufuhr vom Kontinent sistiert, so werden die wild gewachsenen „Produktionsgenossenschaften“ lahmgelegt. Es braucht nicht einmal eine Verschwörung der italienischen Industriellen mit den Zechenbesitzern in Deutschland, Frankreich und Belgien; es braucht bloß die Verminderung der englischen Einfuhr in die Nachbarschaft jener Gebiete, um automatisch die Italiener zu benachteiligen.

Die Frage nach der Internationalisierung der Bodenschätze wird wieder einmal brennend. Nicht bloß das Proletariat kann in seinen Aktionen erdrückt werden, wenn der eigene Boden die nötigen Energien nicht erhält; es kann morgen schon die Besitzenden treffen. Beide werden inne, welche Rolle ein künftiger Völkerbund, sei es ein weißer oder ein roter, hier zu spielen hat, mindestens solange als die „Diktatur der Kohle“ im Wirtschaftsleben andauert: Er muß in einem gerechten Vertrag die jedem Land und Industriegebiet nach seinen genau festgestellten Bedürfnissen zukommenden Anteile an der insgesamt geförderten Kohle garantieren und die Zufuhr möglichst rationell gestalten, damit die wirtschaftliche Übermacht derjenigen Staaten, die zufällig Kohle besitzen, aufhöre. Das ist eine Notwendigkeit, wenn der Völkerfriede garantiert werden soll; denn stetsfort sind die kohlenarmen Länder benachteiligt durch die Höhe der Transportkosten und willkürliche Verteuerungen und geraten in wirtschaftliche und damit politische Krisengefahren.

Nun, heute haben die revoltierenden Arbeiter in zwei der wichtigsten Ententestaaten Gelegenheit, das Beispiel wirtschaftlicher Zusammenhänge zu demonstrieren und zu leiden. Wer daraus lernen mag, ist nebensächlich, wenn es nur schließlich der Allgemeinheit zugute kommen wird. Da der Völkerbund schläft, niemand von einer Regelung der Kohlenfrage spricht, niemand die Vorteile der „habenden“ Staaten anzugreifen wagt, da auch die internationalen Bergarbeiter in Genf vor Wochen auf Zufälle nicht zu sprechen kamen, nicht in Betracht zogen, daß eine verbündete Gruppe durch eigene Aktionen erwürgt werden könnte, so müssen wir die Lehren, die daraus folgen, der Zukunft überlassen und das Verhängnis kommen sehen. Der Schaden wird nicht Schaden, wenn man dadurch klug wird.

Das rote Italien erlebt aber in diesem Augenblicke nicht nur eine Schwierigkeit: Moskau bereitet ihm die zweite. Durch die rigorosen Bedingungen für den Beitritt in die dritte Internationale wirft es den Brand des Bruderkrieges in die kontinentalen Parteien Deutschlands und Frankreichs, entfacht in Italien selbst den Zwist der Gruppen von neuem, obschon er entschieden schien, fordert die Radikalen Italiens zum Bruch nicht nur mit der solidarisch kämpfenden katholischen Volkspartei auf, sondern auch mit den alten parlamentarischen Führern, wie Turati und Treves.

Wenn dies die internationalen moralischen und wirtschaftlichen Gefahren der roten Aktion in Italien sind, so gibt es näherliegende, nicht kleinere. Zu Löwen und Bären gesellen sich gleichsam Wanzen und Taranteln. Die bewaffnete Arbeiterschaft in den Fabriken kann verhungern, wenn ihr die Löhne sistiert werden, ohne daß sie sich Ersatz zu schaffen vermag. Das Ausbleiben des ersten Jahrtags hat auch tatsächlich die Gesichter der Aufständischen aufmerksamer gemacht, mit dem nächsten Erfolg, daß sie nach Ausbülfe suchen. Helferin könnte die Cooperativa sein, die auf einige Wochen hinaus das Notwendige borgt. Das andere Hilfsmittel ist auch schon ergriffen worden: der Verkauf der

produzierten Güter. Einige Gruppen drohten ganz einfach, die Fabriken abzumontieren und die einzelnen Stücke zu veräußern. Dies in einem Verzweiflungsanfall, getreu dem Grundsatz: „Und soll' ich hängen, hängst du mit“, der Industrielle nämlich, der seine Fabrik nicht gutwillig aufgeben will. Darum soll sie ihm zerstört werden. Neben der Lohnsistierung kommt den Arbeitern am ungeringsten der Streik derjenigen Kopfarbeiter, die sich der Aktion nicht anschließen. Wenn die Ingenieure nicht mitkommen, so werden die Arbeiter an tausend ihnen unbekannten Kleinigkeiten stolpern. Es wiederholt sich das, was die Moskauer Terroristen „Sabotage der Intellektuellen“ nannten, an dem die Sowjet-herrschaft wirtschaftlich zugrunde zu gehen drohte, das erst durch Gewährung hoher Löhne an die „Spezialisten“ beschworen werden konnte, und das noch lange nachwirken wird, selbst wenn Dreiviertel der Kopfarbeiter ehrlich sich den Aufbaubarbeiten unterstellt haben würden. Die italienischen Arbeiter haben einzelne Ingenieure als Fabrikleiter und Geiseln mit sich eingeschlossen. Welche Leistungen die eingeschlossenen vollbringen werden, ist ungewiß. Der andere eingeschlagene Weg: Die Anstellung der Techniker auf eigene Faust, wird mehr Erfolg haben. Nur scheitert er wieder an der finanziellen Kalamität. Was aber die Arbeiter ohne Techniker in den Fabriken an Material vernichten, durch Fehler schädigen, das muß ihnen notwendigerweise von den Gegnern und der Öffentlichkeit als moralisches Minus gebucht werden. Und kommt dazu noch das moralische Minus, das aus alter Erfahrung jedem wilden Gemeinschaftsbetrieb in seinen Anfangsstadien anhaftet, das Bleigewicht der Schmarozer, so kann man wahrhaft alles in allem nicht sagen, daß die italienischen Revolutionäre auf Rosen gebettet sind, und daß ihre Aktion große Aussichten hätte.

Dies scheint Giolittis Regierung zu wissen. Darum erklärt sie sich neutral, erklärt nach wie vor, daß die Arbeiteraktion unpolitisch sei, läßt sich von dem Industriellenverband, der nach Gewalt schreit, nicht fortreißen, macht den Arbeitern Versprechungen, immer in der Hoffnung, daß die Konsequenzen der Besetzung die Arbeiter selbst zur Besinnung bringen werden. In Aix-les-Bains konferieren die Staatsmänner Italiens mit Millerand. Vieles wird besprochen. Eventualitäten werden vorgeesehen. Von Maßnahmen gegen die Streikenden unter Mithilfe des starken Mannes in Paris wird nichts erwähnt.

Aber die Arbeiter werden infolge der drohenden Krisis nervös. Sie sehen, wie die Industriellen als Gesamtverband gegen sie agitieren und rufen ihrerseits zu immer weiterer Hilfe und Solidarität auf: Das Landvolk, damit es den Großgrundbesitz enteigne... es folgt dem Ruf; die Arbeiter der wenigen Gruben... sie besetzen die Schachteingänge; die Eisenbahner, damit sie Truppenbewegungen hindern... sie fassen solche Beschlüsse; die Kohlenauslader, damit sie das verzweifelt arbeitende Proletariat nicht im Stich lassen... die Auslader sagen zu.

Gewerkschaften und politische Parteien aber, hier wie anderswo in latentem Gegensatz, suchen nach Formeln, um der Regierung und dem Gegner Forderungen unterbreiten zu können. Beide brauchen das Wort „Sozialisierung“, ohne über den Inhalt klar zu sein, der ihm zukommt. Der Generalsekretär der Gewerkschaften, d'Aragnona, hat die Formel gefunden: die Betriebsverwaltung durch die Arbeiter ist nicht Selbstzweck, sondern Vorbereitung der Sozialisierung.

Die dreifache Frage für uns Zuschauer ist: Wird die Arbeiterschaft in ihrer wachsenden Nervosität von der wirtschaftlichen zur politischen Revolution schreiten, oder kann die Regierung in der Weise vermitteln, daß sie die geplanten Genossenschaften bilden, damit die Arbeiter zukünftig das Risiko tragen und die Verantwortung, und endlich wieder aus allen Kräften produzieren, oder werden die Scharfmacher von rechts die Vermittlung verzögern, die Bewegung zum blutigen Zusammenbruch bringen und den Konflikt verschieben, damit er später ungleich schärfer ausbricht?

-kh-